



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Tirpitz als Politiker.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76985)

um die Schlacht zu wagen, schlug der Kaiser es ihm rundweg ab. Noch wogt der Streit, ob sein Rat gut war oder zum Verderben geführt hätte. Für den Kaiser sprach, daß er das kostbare Kriegswerkzeug nicht sofort einem vernichtenden Schlage aussetzen, es für bessere Möglichkeiten aufsparen wollte. Es läßt sich, wiewohl die Deutschen sich in der Stagerrakschlacht über alle Erwartung gut hielten, doch nicht sagen, welchen Ausgang die Schlacht gehabt hätte, wenn sie nicht abgebrochen, sondern durchgeschlagen worden wäre. Indessen hatte Tirpitz die Logik für sich. Da der Kaiser, der anfangs unentschieden war, dem Flottenplane des Großadmirals zugestimmt hatte, so mußte er auch folgerichtig nach dessen Schlachtidee handeln. Ausschließlich zu diesem Zwecke war seit 1900 gebaut und geprobt worden; damit stand im Widerspruch, wenn man die Flotte hinter Minen und Küstengeschützen in Sicherheit brachte. Dann wäre es von vornherein besser gewesen, sich auf die Verteidigung und den Küstenkrieg einzurichten. Daß Seehelden wie Nelson, Tegetthoff und Togo sich in ähnlichem Falle auf Tod und Leben zum Kampfe gestellt hätten, läßt sich kaum bezweifeln; der englische Admiral Jellicoe hat es unbegreiflich gefunden, daß die Deutschen nicht bald eine Seeschlacht anboten. Tirpitz war bereit, seinen Namen, seine Ehre an eine solche Tat zu setzen, was seiner wie aus einem Gusse geformten Gestalt auch entsprach.

*

Tirpitz als Politiker

Vor dem Erscheinen seiner „Erinnerungen“ war Tirpitz als Politiker den ihm Fernstehenden nur obenhin bekannt. Gegner Englands, hielt er doch mit dieser Anschauung möglichst zurück und sprach im Reichstage und auch sonst öffentlich immer wie ein Mann, der einem Ausgleiche mit Britannien geneigt wäre; auch nicht ein Wort von ihm machte die Runde, daß wie die Reden der englischen Marineminister Mac Kenna und Churchill oder gar wie die Kriegstreibereien Lord Roberts in Europa Unruhe verbreiten konnte. Seine Selbstbeherrschung war so vollkommen, daß, als er 1918 in den Feldzug für die Vaterlandspartei und zur unerbittlichen Bekämpfung Englands eintrat, einer seiner Gegner, der fortschrittliche Abgeordnete Müller-Meinigen, im Mai

1918 ein Flugblatt veröffentlichte, in welchem ihm aus seinen 1913 und 1914 gehaltenen Reden vorgehalten wurde, er sei vor dem Kriege doch auch für eine Verständigung mit England gewesen und hätte deshalb in ein festes Verhältnis der Flottenbauten von 1:1,6 gewilligt. Es sei also eine „Fälschung der Geschichte“, wenn Tirpitz und seine Freunde sich jetzt den Anschein gäben, immer grundsätzliche Gegner Bethmann Hollwegs gewesen zu sein; er, Müller-Meinungen, müsse dieser Legendensbildung entgegentreten¹⁾. Nun, Tirpitz war nicht so naiv, den Hannibalschwur gegen England, dem er die Alleinherrschaft zur See entreißen wollte, vor aller Welt abzulegen.

Noch mehr: Tirpitz war von jeher der geräuschvollen Einmischung in die Welthandel abhold, die unter Wilhelm II. dem Deutschen Reiche wachsende Feindschaft zuzog. Zur Zeit der Kaiserdepesche an Krüger war er noch nicht Minister; damals tadelte er in einem Briefe an General Stosch vom 13. Februar 1896 die überflüssige Kundgebung, die um so böser wirken werde, wenn das Reich, wie es jetzt scheine, zum Bau einer Schlachtflotte schreiten und damit England unbequem werden wolle²⁾. Ebenso verkehrt schien ihm das Machtwort gegen Japan 1895, durch welches ihm die Früchte seines Sieges über China entwunden wurden; ähnlich urteilte er über das Erscheinen eines deutschen Geschwaders vor Manila 1898, als die nordamerikanische Flotte die Philippinen den Spaniern entriß. Er kannte die Seelenverfassung des englischen Volkes aus seinen Studien und Reisen und wußte, daß das unruhige Gebaren Deutschlands den Verdacht ehrgeiziger Pläne erweckte, was um so schlimmer war, als Deutschland sie nicht einmal hegte. Selbst bei ernstest Anlässen, so als die chinesischen Boyer durch Ermordung des deutschen Gesandten das Eingreifen notwendig machten, sprach er sich dem Kaiser gegenüber gegen die Entsendung einer stärkeren Truppenmacht aus. Daß er 1911 bei der Absendung des „Panther“ nach Agadir nicht gefragt wurde, ist bereits erwähnt worden. „Richtiger wäre es gewesen,“ so sagt er in seinen Erinnerungen, „in der Stille zu wachsen und weitere Macht anzusammeln; denn wir standen 1914 nahe vor dem Ziel, daß das bloße Vorhandensein unserer Macht genügte, den Frieden ohne Nervosität zu bewahren“³⁾. Er verwarf also das stete

¹⁾ „Großadmiral von Tirpitz als Staatsmann“ von Dr. Müller-Meinungen, Berlin, im Mai 1918 (Flugblatt der „Deutschen Korrespondenz“).

²⁾ Haffel, „Alfred von Tirpitz“, S. 107.

³⁾ L. c. S. 164.

Pochen auf die militärische Kraft der Nation und tadelte es bitter, daß Deutschland unausgeseht „Hans Dampf in allen Gassen“ spielte. Immer besorgte er, das Reich werde noch vor dem Fertigstellen seiner Flotte in den gefährlichen Kampf gezogen werden. Die von ihm befürwortete kluge Zurückhaltung war der Schleier, hinter dem sich weltumspannende Pläne bargen. Darin war er so unbeirrbar und schroff wie in den Grundsätzen seiner Schiffsbaupolitik; hingen doch die einen mit den anderen eng zusammen. Als ehrgeiziger Seemann würde er auch ohne die Gegnerschaft zu England einer mächtigen Marine das Wort geredet haben; diese Notwendigkeit stand ihm fest.

Solange Britannien, darin liegt der Kern seiner Weltpolitik, über die Seeherrschaft verfüge, lebe der aufblühende Seehandel Deutschlands nur von dessen Gnade. Ein einziger Schlag, und seine Handelsschiffe seien weggefegt. Der aber wäre zu befürchten, denn Handelseifersucht sei die Haupttriebfeder der Politik Englands, während sich dieses in den letzten Jahren vor dem Weltkriege den Bau der deutschen Flotte wohl oder übel gefallen ließ. Sei einer großen Nation ein derartiges parasitisches Dasein ihres Handels würdig? Erst wenn Deutschland über eine mächtige Schlachtflotte verfüge, lebe es aus eigener Kraft, erst dann werde es von den Briten als gleichberechtigt angesehen werden. Jetzt sei es bei der Erwerbung nicht bloß von Kolonien, sondern auch eines einfachen Kohlenhafens von der Gnade Englands abhängig. Auch werde für die großen Mächte ein Bündnis mit Deutschland erst wünschenswert sein, wenn es als Angebinde eine starke Kriegsflotte mitbringe. Denn welche Dienste konnte es sonst gegen Britannien leisten? An vielen Stellen seiner Erinnerungen ist dieser mit der Flotte fallende und steigende Bündniswert Deutschlands der Angelpunkt des Gedankenganges des Großadmirals.

Das Wesentliche dieses Ideenganges entwickelte Tirpitz 1897 dem Fürsten Bismarck bei seinem Besuche in Friedrichsruh, als er um dessen Beistand für den Flottenbau warb. Der Altreichskanzler erwiderte ihm (Bd. II, S. 106), für die Vergrößerung der Marine müsse er nicht erst gewonnen werden; die scheine auch ihm notwendig; aber, so fügt Tirpitz offenherzig hinzu, von seinen politischen Beweisgründen wandte sich Bismarck fast zornig ab.

Kein Wunder; denn die ganze Denfrichtung des Gründers des Deutschen Reiches sträubte sich gegen ein Theoretisieren, das mit der Wirklichkeit nur lose zusammenhing. Selbst wenn die Sätze jenes

Programms im einzelnen richtig gewesen wären, was bei vielen zweifelhaft ist, so war mit ihnen für die praktische Politik nicht viel anzufangen. Um nur einiges hervorzuheben: tatsächlich blühte der deutsche Außenhandel neben dem Hollands, Norwegens und der anderen Seevölker auch so empor; tatsächlich schuf Bismarck ein bis dahin unvergleichlich ausgedehntes Bündnis auch ohne eine deutsche Kriegsflotte; und vielleicht hätte sich Tirpitz, als er 1919 sein Buch veröffentlichte, sagen sollen, daß je stattlicher die Marine emporwuchs, es um Deutschland in der Welt immer einsamer wurde. Das Reich gewann durch seine Seegeltung auch nicht einen einzigen Freund. Begreiflich genug, daß Bismarck dem jungen Marineminister den Rat auf den Weg gab, mit seinen Perspektiven sparsam zu sein:

Kurz zusammengefaßt, gingen die Ansichten des Großadmirals dahin, daß Deutschland stille halten müsse, solange es noch ungenügend gerüstet war; dann sollte es von England machtvoll Gleichberechtigung fordern. Man erfährt aber nicht, was das Reich dann eigentlich anzustreben gehabt hätte. Etwa Kolonien? Oder die Mündungen des Rheins und der Schelde? Das letztere stellt Tirpitz in Abrede und betont, daß die militärische Verfügung über die flandrische Küste — nicht etwa die Einverleibung Belgiens — sich erst im Weltkriege als Notwendigkeit aufgedrängt hätte. Das Zukunftsideal Tirpitz' liegt also im Dunkel, während Bismarcks Absehen immer auf bestimmte Ziele gerichtet war.

In bezug auf Rußland dachten die Männer der zwei aufeinanderfolgenden Geschlechter gleich. Die Freundschaft mit dem östlichen Nachbar hielten sie für höchst wertvoll, wenn auch aus verschiedenen Gründen, Bismarck zur Deckung gegen Frankreich, Tirpitz mehr gegen England. Während des Weltkrieges hat der Großadmiral für einen Vergleich mit Rußland gearbeitet und ginge es auch über den Leib Polens. Man sieht aber nicht, daß er vor dem Kriege vorgeschlagen hat, für ein Bündnis mit Rußland Opfer zu bringen. Wohl tadelt er in seinen Erinnerungen (Seite 142), daß Deutschland den Zusammenstoß Rußlands und Englands verhindert habe, indem es sich auf der Linie Berlin—Konstantinopel—Bagdad aufs unglücklichste zwischen sie klemmte. Es liegt aber kein Zeugnis dafür vor, daß er schon vorher den Verzicht auf Vorderasien nachdrücklich verfocht. Ist es doch geschehen? Das hätte er folgerichtig tun müssen, wie Bismarck immer die Preisgebung der Türkei anriet, um Rußland bei guter Laune zu erhalten. In den

Jahren 1904 und 1905 stand Deutschland nicht fern von einem Bündnisse mit dem Zarenreiche, Tirpitz aber stimmte nach seinen eigenen Berichten dagegen; Rußland stehe unter dem Drucke Japans und könne daher dem Deutschen Reiche keine nennenswerte Hilfe leisten. Wohl wird der Leser in den Abschnitten der Erinnerungen über die äußere Politik mit einer Fülle von Gesichtspunkten vertraut gemacht, die aber wesentlich nur den Verhältnissen zur Zeit des Weltkrieges angepaßt sind; für die vorhergehende Epoche vermißt man das zielbewußte Wollen eines Staatsmannes, der fähig gewesen wäre, in jedem Augenblicke die Zügel zu ergreifen. Das war übrigens nicht der Ehrgeiz Tirpitz', der erst während des Krieges nach der Reichskanzlerschaft strebte, um dem Schwanken ein Ende zu machen und alle Kraft gegen das verhaßte England in Bewegung zu setzen. Vordem hielt er sich von der äußeren Politik zurück, soweit nicht die Flotte in Betracht kam, der Herz, Geist und Tatkraft des großen Organisations gehörten.

*

R ü c k t r i t t B ü l o w s

Die auswärtigen Dinge wandten sich in den letzten zwei Jahren der Kanzlerschaft Bülow's zum Besseren. Dennoch neigte sich sein Stern zum Niedergange. Denn Wilhelm II. war unzufrieden, seitdem die im „Daily Telegraph“ veröffentlichten Kaiserworte im Reichstage zu lebhaften Anklagen gegen den Herrscher geführt hatten, ohne daß Bülow dem wehren konnte. Der Kaiser sagte sich mit Recht, daß er keine Schuld trug, wenn seine Äußerungen der Öffentlichkeit übergeben worden waren. Denn er hatte das Zwiegespräch vor dem Drucke dem Reichskanzler zur Begutachtung übersendet. Bülow, damals zur Erholung in Norderney weilend, ließ die Vorlage nicht, ebensowenig der bei ihm zum Dienste weilende Gesandte Müller, der im Haag beglaubigt war¹⁾. Das

¹⁾ Der damalige Staatssekretär Freiherr v. Schoen erzählt in seinen Erinnerungen „Erlebtes“, 1921, S. 96, er habe auf das ihm von der Presseleitung übersandte Manuskript ein deutliches „Nein“ geschrieben und dadurch die Veröffentlichung untersagt. Der Artikel war aber unterdes in Berlin bekanntgeworden und seine Verbreitung nicht mehr zu verhindern.